

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Nord und Süd
Autor: Stilgebauer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Irma Frischnecht-Schreiber. Das Wundertier.

Grund erhalten haben. Deren Wirkung ist eine ganz seltsame und mit derjenigen der lebendigern, körperlichern schwarzen Risse kaum zu vergleichen.

Das Schattenbild wird gewöhnlich aus einem Stück herausgeschnitten, mit oder ohne angeschnittenen Rand. In der Anordnung und in der Bewertung der Ausdrucksmittel muß ein gewisser Kontrast herrschen; so kann etwa der Reiz der Fein-

heit im Gezweig der Bäume erhöht werden durch die einfachen Linien des Figürlichen; sind die Figuren selbst aber lebhaft bewegt und fein in der Ausführung, genügt oft nur ein angeschnittener ovaler oder runder Rand, um dem Ganzen Großzügigkeit zu verleihen.

Etwas Neues ist die farbige oder die rohe Seide als Untergrund an Stelle des weißen Papiers. Besonders reizvoll wirkt eine harmonische Silhouette auf transparenter gelber Seide; wenn sie, zwischen Gläsern gerahmt, als Fensterschmuck verwendet werden, läßt das hereinfallende Licht die Arbeit der Schere doppelt fein erkennen und erklärt erst eigentlich die Figuren als Schattenbilder.

Die hier gebotenen Reproduktionen haben natürlich nicht den Reiz des Originale; aber man kann doch an ihnen die Schnittlinien erkennen, die den eigentlichen Charme des echten Scherenschnittes ausmachen im Gegensatz zur gezeichneten Silhouette.

Irma Frischnecht-Schreiber, St. Gallen.

Nord und Süd.

Skizze von Edward Stilgebauer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Der kleine Hof, in dem der Rubi Stüzi das Licht der Welt erblickte und wo er die Jahre einer eintönigen Jugend verbrachte, liegt jetzt tief verschneit unter den knorrigen Edelfastanien am Südhang der Rigi. Er ist so klein, daß ihn der Wanderer, der trotz der von Vitznau nach Kulm fahrenden Eisenbahn noch Lust und Zeit findet, die Rigi von Weggis aus zu Fuß zu erklimmen, leicht übersieht und seinen Weg fortsetzt, ohne von der Scholle Notiz genommen zu haben, auf der sich vor Jahren ein Idyll anspann, das in einer Tragödie endete, um schließlich doch wieder zum Idyll zu werden, wie das des Lebens reicher Wechsellauf so mit sich bringt.

Der alte Jöggeli Stüzi, des Rubi Stüzi Ahni, der der Vater der schwarzen Mareili gewesen und der Besitzer des kleinen Hofs unter den knorrigen Edelfastanien war, hatte einen eisenharten Kopf. Den frühzeitig zum Witwer gewordenen Mann mit dem finstern, von tiefen Furchen durchzogenen Gesichte, dem nur die hellen blauen Augen ab und zu einen

freundlichen Zug liehen, hatte die Einsamkeit des Berges, des Hauses und des Bettes rasch verbittert. Nur selten verstand er sich dazu, die alte Rigistraße nach Weggis an das Ufer des blauen Sees hinabzusteigen und im „Du Lac“ oder im „Gotthard“ einen Dreier Tiroler oder Tessiner zu nehmen. Tage- und wochenlang war er droben, ging seiner harten Arbeit nach und saß des Abends, das „Vaterland“ lesend oder die Hände faltend, unter dem alten Baume, der im September die süßen Birnen trug und dicht neben dem Eingang zu seinem kleinen Anwesen stand. So wuchs auch das Mareili, des Jöggeli Stüzi einziges Kind, dessen Geburt der Mutter das Leben gefosst hatte, von seinem Menschen bewacht und behütet, zur wilden Hummel heran. Bis zu ihrem dreizehnten Jahre ging sie in Weggis in die Schule, lernte wie die andern Kinder das Lesen und Schreiben, das Rechnen und die Heimatkunde, Nähen, Stricken und Häkeln, die zehn Gebote und das Paternoster, den Rosenkranz und das Ave Maria und saß

des Sonntags still und in sich gefehrt in der großen Dorfkirche, wo der Herr Pfarrer oder der Herr Kaplan über die Sünden dieser Welt sprachen. Sobald das Amen verklungen war, schlich sich das Mareili hinaus auf den Kirchhof, blieb gewohnheitsgemäß, wie man es das gelehrt hatte, vor einem der Gräber stehen, las, daß hier die Anna Hadwiga Stüzi in Gott ruhte, griff in den an dem kleinen Kreuz aus Gußeisen hangenden Weihwasserfessel, machte das Kreuz, sprach ein kurzes Gebet für die Seelenruhe der toten Mutter, die es niemals gefaßt hatte, und stieg dann rasch und behend wie die an das Klimmen gewöhlte Ziege wieder den Bergpfad zu der einsamen Hütte und dem einsamen Vater hinauf.

Aber auch nach der Firmung hatte sich in dem Leben des Mareili Stüzi nicht viel geändert. Freilich, der Schule war es jetzt entwachsen, die andern Mädchen kamen nach Luzern oder Zürich oder Bern oder Basel in die Lehre, in ein Hotel oder eine Familie, manche sogar ins Welsche, wo sie Französisch lernen sollte, aber das Mareili blieb. Der Vater behauptete, er könne es auf seinem Hofe nicht entbehren, und so war es gut.

Als das Mareili achtzehn Jahre zählte und gar nicht mehr wußte, wo die Mädchen und Buben, die mit ihm zusammen auf der Schulbank in Weggis gesessen hatten, nun alle hingekommen waren, trat das Ereignis ein, das plötzlich und ungeahnt die tragische Wendung in seinem jungen Dasein herbeiführen sollte. Es war im Frühjahr, wenige Wochen, bevor die Birnbäume blühen, und der alte Jöggeli hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen dünnen Ast abzusägen, der ihm



Irma Frischknecht-Schreiber, St. Gallen.
Sommerfreude.

den alten Kameraden dicht neben dem Eingang zu seinem Anwesen verunstaltete. Kein Mensch wußte, wie es eigentlich kam. Auch der Ast, auf dem der Jöggeli stand, mußte morsch und faul gewesen sein. Das Mareili, das im Ziegenstalle gerade die Schei molk und nach Beendigung dieser Arbeit dem Mohrli frisches Futter aufschüttten wollte, hörte einen markerschüt-

ternden Schrei, und eine Minute später stand es zitternd und die Hände ringend neben dem blutenden Vater, der vom Baum in die Tiefe gestürzt war. Aber es war doch nicht so schlimm, wie es beim ersten Anblick ausgeschaut hatte. Der Jöggeli kam mit dem Leben davon, nur sein rechter Arm wollte sich nicht wieder machen. Der blieb steif; daran änderten auch der Doktor und die Kräuterliesl von Sentiberg nichts, und so sah sich der Jöggeli gezwungen, ganz gegen seinen Willen einen Knecht auf den Hof zu nehmen, weil er die schwere Arbeit mit dem steifen Arm allein nicht mehr verrichten konnte und das Mareili dem doch nicht gewachsen war. Dieser Knecht war der Uli Buri aus dem Entlebuch. Der verstand schon etwas von den Kühen und der Milchwirtschaft und dem Aatern und Schaffen, aber trotzdem war er dem Jöggeli doch nicht in allen Stücken



Irma Frischknecht-Schreiber, St. Gallen. Märchen.



Irma Frischknecht-Schreiber, St. Gallen. Absalom.

recht. Zwar nahm er ihn, nachdem er dessen Dienstbuch vierundzwanzig Stunden lang von vorn nach hinten und von hinten nach vorn eingehend studiert hatte; denn an den Zeugnissen war nicht das Geringste auszusehen, und außerdem ging es auf den Sommer zu mit Riesenabschritten, und da fand sich so leicht kein zweiter, der so starke Arme und so treuherzige Augen wie der Uli Buri aus dem Entlebuch hatte, das sah der Jöggeli wohl ein. Aber der Uli war evangelisch, und das passte dem Jöggeli, der jeden Abend das „Vaterland“ las, doch nicht so recht. Aber schließlich gewöhnte er sich auch an das; denn der Uli war ein Schaffer ersten Ranges und dabei fleißig und pünktlich und nüchtern, sparsam, bescheiden und immer zufrieden, so daß auch der anspruchsvollste Bauer dem Uli nicht den geringsten Vorwurf hätte machen können. Und so hätte der jahrelang gegen kargen Lohn auf dem kleinen Hof unter den knorrigen Edelkastanien am Südhang der Rigi im Dienste des Jöggeli Stühi stehen können, wenn das Mareili nicht gewesen wäre. Aber das Mareili war da, und das war seit dem Einzug des Uli Buri wie verdreht. „Es isch ein Evangelischer!“ knurrte der Jöggeli ab und zu, wenn er in den Kuhstall oder auf die Halde kam und sehen mußte, wie das Mareili gerade wieder zufällig dem Uli beim Milchabsahnen oder beim Heuwenden behilflich war. Und das Mareili, das früher der Gehorsam selber gewesen, brummte: „Es

isch mer chli!“ und sah dabei den Jöggeli ganz herausfordernd an.

Und was geschehen mußte, das geschah.

Eines schönen Sonntags nach dem Kirchgang trat der Uli Buri in seinem guten Anzug vor den Jöggeli Stühi hin und hielt in aller Form und in allen Ehren um die Hand des Mareili an. Das gab einen Skandal! Der Jöggeli ließ den Stumpen, den er von morgens früh bis abends spät zwischen den Zähnen hielt, fallen und verschwore sich mit tausend heiligen Eiden, daß nie und nimmer etwas aus der Sache

werde, solange er am Leben sei. Den ganzen Tag war er nicht wieder zu beruhigen. Aber auch der Uli Buri war trotz allem Flehen und Bitten und Betteln des Mareili nicht auf den Mund gefallen. So gab denn ein böses Wort das andere, und am Abend packte der Uli Buri seinen Sack und verließ den Hof. Das Mareili aber legte sich ins Bett und wurde krank. Er fahre geraden Weges mit dem Zug nach Genf und von da nach Amerika, hatte der Uli Buri noch im Gehen in blinder Wut dem Jöggeli Stühi zugesungen, und der hatte höhnisch erwidert: „Bitte nach Australien, wenn das noch weiter ist!“

Aber nach drei Monaten hätte er den Hof darum gegeben, wenn er den Uli Buri hätte wieder holen können; allein er wußte gar nicht, wo der war.

So kam der Kuli Stühi auf die Welt und hatte keinen Vater, und seine Mutter war eine unglückliche und mit Schande bedeckte Frau. Unter den Tränen der Mutter und den Stößen des Großvaters wuchs an der Bergwand erhabener Einsamkeit, bedacht von den knorrigen Edelkastanien, der kleine Kuli Stühi heran. Die tiefe und hingebungsvolle, die verbissene Leidenschaft der Mutter, des Vaters gerader, rechtlicher Starrsinn waren des Kleinen Erbteil geworden. Als Bub lag er vor der Hütte im hohen Gras, unter dem Birnbaum, dessen brechender Ast das Schicksal seiner Mutter und damit sein

eigenes besiegt hatte, spielte mit Fino, dem kläffenden Spitz, der des Jöggeli Anwesen bewachte, oder schaute den Wolken zu, die über den smaragdgrünen See hinzogen und dann an den Schroffen und Ranten der Unterwaldner Berge hingen blieben. Im Frühjahr tummelte er sich mit den jungen Ziegen, oder er schnitt sich eine Pfeife von den Gerten der Weide, die am Ufer des Bächleins standen, das sich über die starre Felswand ins Tal stürzt, und machte seine ersten musikalischen Übungen darauf. In der Schule saß er zu unterst, denn der Herr Lehrer kümmerte sich nicht allzuviel um den Rubi Stüzi, und die meisten der Buben und Mädchen machten einen Kreis um ihn und zeigten ihm so, daß sie nicht mit ihm zu verkehren wünschten. Seine einzige, aber auch seine größte Freude war, droben im hohen Gras vor der Hütte auf dem Rücken zu liegen und hinüberzuträumen in die märchenhafte Schönheit seiner Heimat, über die der liebe Gott das reiche Füllhorn seiner unerschöpflichen Gnade ausgespülten hatte. Denn von dort oben sah er in jäher Tiefe den See, der wie ein geschliffener Smaragd zu seinen Füßen ruhte, von hier den Pilatus, der sich mit einem rosenroten Schleier aus kostbaren Morgenwolken krönte, von hier den Titlis, der den Hermelinmantel seiner Reinheit wie ein König um seine felsenstarken Hüften warf. Denn der Rubi Stüzi war ein Dichter und wußte es nicht, er war ein Maler und hatte keine Ahnung davon, denn noch nie in seinem Leben hatte er eine Palette oder einen Pinsel gesehen, er war ein Musiker und doch kaum dazu imstande, die Tonleiter auf seiner Weidengertepfeife zusammenzubringen. Daz er das aber war, das erfuhr er wahr und wahrhaftig, als er auf der Grenzwacht am Ponte Brolla hoch über der tosenden Maggia stand.



Irma Frischnecht-Schreiber. Herbst.

Wie der Sturm war der unvergessliche August des Jahres 1914 über Europa gezogen und hatte auch an der friedlichen Südwand der Rigi seine Wellen geschlagen. Der Rubi Stüzi war damals gerade zwanzig und sagte, ohne mit der Wimper zu zucken, der großväterlichen Hütte und der Mutter lebewohl. Ein finsterer, verschlossener und in sich gefahrter Bursche war aus dem menschenscheuen Knaben geworden, der einst in Gesellschaft des Fino mit Wolken und Winden geheime Zwiesprache getauscht hatte. Aber hübsch war er, gerade gewachsen und schlank wie die

Tanne, welche die im Abendgolde purpurrot schimmernden Wände seines Heimatberges krönt. Wenn der zwanzigjährige Rubi Stüzi durch Vitznau oder Gersau ging, wo man ihn und seine Herkunft nicht so genau kannte, dann blieb schon manches Meili stehen und drehte den Hals nach dem Burschen um; aber er wollte von keiner etwas wissen und ging geruhsam pfeifend seines Weges weiter.

Beim ersten Aufgebot war er nach ein paar Wochen wieder heimgeschickt worden, aber beim zweiten, als Italien in den Weltkrieg eingriff – das war im Mai 1915 – da behielten sie ihn. Und in dieser seiner neuen Eigenschaft als Wehrmann und Wächter der vaterländischen Südgrenze sah der Rubi Stüzi zum ersten Male in seinem Leben ein Stück Welt.

Mit einer großen Zahl anderer Burschen und Männer aus der heimatlichen Umgebung hatte ihn der Dampfer „Pilatus“ von der Weggiser Schiffslände aus nach Luzern getragen. Dort waren sie eingereiht worden, und das Bataillon, dem man den Rubi Stüzi zuteilte, trat bald darauf die Reise in den äußersten Süden des in einem Zaubermantel der Schönheit über die Erde wallenden Vaterlandes an. Der Auszug war ein Fest.

Stumpen und Schokolade hatten sie alle die Hülle und Fülle in ihren Taschen, Schüßling und Käse mehr, als sie zu essen begehrten, und die Begleiter des Bataillons reichten immer noch etwas in die Fenster des Eisenbahnwagens hinein. Einer spielte die Ziehharmonika, und die andern sangen:

„Rufst du, mein Vaterland,
Sieh uns mit Herz und Hand,
All dir geweiht ...“

Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und Wunder über Wunder enthielt er auf der stundenlangen Fahrt vor den Schönheitstrunkenen Augen des Rubi Stüzi, dem es, obwohl er doch nur das Gewehr in der Hand hielt, vorläng, als habe ihn eine gütige Fee mit einer Wunschelrute oder einem Zauberstäbe ausgerüstet und als sei er nun dazu berufen, die Formel zu sprechen: Sesam, tu dich auf! Und Sesam tat sich auf.

Armdick sind die Reben, die sich um die Maulbeerbäume auf den Höhen von Avegno schlängen, und diese Maulbeerbäume kleidet im Herbst aus flüssigem Golde gesponnenes Laub. Dunkelblau ist die Traube, die des Ticino und der Maggia glühende Sonne reift, und diese Traube neigt sich im Herbst in Tausenden und Abertausenden von Beeren dem, der sich die kleine Mühe gibt und die Hand nach ihr streckt. Aber purpurrot sind die Rosen, die um die Hütten von Avegno klettern, und scharlachflammend die Granatblüten, die sich dort die Mädchen in die schwarzen Locken stecken, wenn die Wehrmänner mit klingendem Spiel vorüberziehen oder wenn

es Sonntags vorbei an Zypressen und blühenden Myrtenbäumen zum Tanze geht. Doch schöner als all dies war das Sonnengold, das sich spiegelte in siebenfarbigem Bogen auf der Cascata della Pozzaccia, wenn der Rubi Stüzi in der Nähe des Ponte Brolla auf Posten stand, schöner war das schnegekrönte Haupt des Basodino, der wie das weiße Antlitz einer märchenhaft lieblichen Frau im Scheine des Vollmondes über das Tal der Maggia blickte, und am schönsten waren die schwarzen Glutaugen der Marietta Sporetelli, die zusammen mit ihrer Mutter in Avegno lebtem und kleinstem Häuschen in dem Zimmer mit der clematisüberwucherten Veranda wohnte, dort, wo die steile Felsenstraße in das Val Onsernone führt. Die wußte nichts von den Geschichten, die man sich über ihn und seine Mutter in der fernen Heimat in die Ohren tuschelte, und deren Augen leuchteten, wenn sie des Morgens an den Ponte Brolla ihre Ziegen zu hüten kam.

Das Gewehr in der Hand, stand der Rubi Stüzi dort einsam Posten, und das Mädchen sprang den Geisen, die sich versteigen wollten, nach, genau so, wie er das als kleiner Knabe an den Abhängen der Rigi hinter der Hütte seines Aehni gemacht hatte. Und zum ersten Mal hörte der Rubi Stüzi ihre glockenhelle Stimme, als sie ein lombardisches Volkslied in italienischer Sprache sang. Er verstand kein Wort, aber er lauschte, und des Mädchens süße Stimme, mit der sie in langgezogener Weise das Wort „amore“ in der Töne sanftesten Schmelz zu hüllen verstand, sagte ihm viel.

Sie pflückte Männertreu und Alpendistel, die dort zu vielen Hunderten standen, und warf sie ihm neidend und lachend vor die Füße, und eines Morgens reichte sie ihm einen Zimbecher mit Ziegenmilch, die sie soeben frisch gemolken hatte, und ein geflochtenes Körbchen, das sie mit Granatblüten geschmückt und in dem sie die Pfirsiche von dem Spalier ihres Häuschens in Avegno und die Weinbeeren aus der Vigne am Eingang des Val Onsernone versammelt.

Da besuchte der Rubi Stüzi am nächsten freien Sonntag ihre Mutter, und bald erfuhr er ihr dem seinen so gleiches Geschick.



Irma Frischknecht-Schreiber, St. Gallen.
Biedermeier.



Irma Frischknecht-Schreiber. Der Handkuss.

Der Wirt in der Osteria del Ponte war ein geschwätziger Herr. Er hatte sich an allen Ecken und Enden der Schweiz umhergetrieben und sprach daher deutsch, französisch und italienisch mit der gleichen Gewandtheit, wenn auch die Fehler in seinem Deutsch und Französisch nur so wimmelten. Bei ihm verkehrten die Soldaten des Mittags und des Abends in den dienstfreien Stunden, und es dauerte gar nicht lange, da zog ein dicker Thurgauer, der Arnold Schnepfenried, den Rubi Stüzi mit der schönen Marietta Sportelli auf. Es kam nicht zu Zank und Streit, nur zu einem ganz freundschaftlichen Hosenlupf zwischen den beiden Burschen, und als der dicke Arnold Schnepfenried unter dem Gelächter der andern auf der Nase lag und der Rubi Stüzi über ihn hinrollerte und so die Oberhand gewonnen hatte, sah er doch ein, daß es klüger sei, fünfzehn „s' Mül z'halte“ und den Rubi Stüzi, der über ein Paar gar kräftiger Fäuste verfügte, samt seiner glutäugigen Marietta Sportelli im Frieden zu lassen.

Aber der gesprächige Wirt nahm noch an dem gleichen Tage den Rubi Stüzi ins Gebet. Als die andern gegangen waren und sich auch der Rubi Stüzi auf den Heimweg machen wollte, brachte er ganz unaufgefordert einen halben Liter Tessiner, brannte sich noch eine neue Brissago an, reichte dem Rubi Stüzi auch eine solche und begann: „Du bist fremd hier in Avegno, Rubi Stüzi, und Fremde soll man warnen, wenn sie drauf und dran sind, sich in Gefahr zu begeben!“

Der Rubi Stüzi horchte auf. „Was meinst du damit?“ sagte er und zog seine Stirn in krause Falten. „Ich kenne mich von Jugend auf aus in den Bergen und begebe mich so leicht nicht in Gefahr!“

Der Wirt lachte. „Das meine ich ja gar nicht, daß du dich in den Bergen in Gefahr begibst, Rubi Stüzi, und wenn auch, einer wie du, der versteigt sich in den Felsen nicht, der findet noch immer einen Pfad, der wieder abiführt. Aber mit den Weibsleut, da soll man auf der Hut sein, wenn man Land und Leut nit kennt, Rubi Stüzi! Du besuchst die Casa der Gabriela Sportelli und weißt doch gar nicht, wer die Gabriela Sportelli ist! Laß dir es gesagt sein: Der Abbate macht einen Bogen um die Casa der Gabriela Sportelli, wenn ihn sein Weg dort vorüberführt!“

„Und warum macht der Abbate einen Bogen um die Casa der Gabriela Sportelli, wenn ihn sein Weg dort vorüberführt?“ fragte nun der Rubi Stüzi und sah den Wirt mit einem durchbohrenden Blicke aus seinen hellen und klaren Augen an; denn er kannte dessen Antwort schon im voraus, weil er die Geschichte der Gabriela Sportelli aus deren eigenem Mund in radebrechenden deutschen Brocken allmählich gehört und verstanden hatte. Und aus diesem Grunde fügte er seiner Frage noch rasch die Worte hinzu: „Der Herr Pfarrer daheim hat nämlich auch einen Bogen oder so etwas Ähnliches gemacht, wenn ihn sein Weg an der Hütte meines Aehni vorüberführte; aber ich bin trotzdem groß und stark geworden, Wirt, wie du vielleicht vorhin bei dem Hosenlupf mit dem Thurgauer gesehen hast!“ Bei diesen Worten schob der Rubi Stüzi, der den Waffenrock noch nicht wieder angelegt hatte, den Ärmel seines Wollhemdes zurück und zeigte dem Wirt das Spiel seiner



Irma Frischknecht-Schreiber, St. Gallen. Mode.

Oberarmmusteln. „Ich glaube nicht, daß es einen so leicht darnach gelüstet, Wirt!“

Der Wirt wurde ganz kleinlaut, zumal da er sah, daß es dem Rubi Stüzi ganz verteufelt ernst mit der Marietta Sportelli war und daß dessen Zornader auf der Stirn langsam zu spielen begann. Darum wisch er lieber aus. „Es war ebe nicht so gemeint, Rubi Stüzi,“ lenkte er ein, „und schließlich sind es ja auch alte Geschichten, die niemand mehr kontrollieren und für die man die kleine Marietta am wenigsten verantwortlich machen kann!“

„Ebe, ebe,“ erwiderte der Rubi Stüzi, „ebe, ebe, Wirt, die kleine Marietta Sportelli am allerwenigsten, wenn du die Geschichte von dem Maler meinst, der vor siebzehn Jahren bei der jungen Gabriela Sportelli in der Casa gewohnt haben soll, dem jungen deutschen Maler, der dann in Rom gestorben ist ... War die Geschichte nicht so, Wirt?“

„So war sie, Rubi Stüzi, so war sie!“

Während dieses Gesprächs war dem Rubi Stüzi die Brissago ausgegangen; in aller Seelenruhe zündete er sie wieder an, goß sich noch ein Glas Tessiner ein und sagte: „Zum Wohlsein, Wirt! Nichts für ungut!“ Hastig trank er den Wein aus. Dann erhob er sich, zog den Rock an, der über der Lehne des Stuhles hing, setzte das Käppi auf, knüpfte das Sturmband fester, nahm sein Gewehr und grüßte: „Guten Abend, Wirt! Das eine merkt Euch: Wer die Marietta Sportelli ins Geschwätz bringt, der hat es mit mir zu tun! Guten Abend!“

Sechs Wochen später wurde das Bataillon, das die Grenzwacht im Val Maggia

zu versehen hatte, abgelöst. Die Soldaten zogen durch Avegno, und sie sangen:

„Die Böglein im Walde, sie singen ja so wunderschön —
In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wieder-, Wiedersehn!“

Aber der Rubi Stüzi sang dies Lied nicht mit. Er wurde mit den übrigen Wehrleuten in die Heimat entlassen; allein er ging nicht dorthin, sondern kehrte auf dem kürzesten Wege nach Avegno zurück. Denn Nord und Süd hatten sich auf dieser Grenzwacht gefunden. Dem Aehni und der Mutter schrieb er eine Karte, er bleibe zunächst im Tessin, um italienisch zu lernen; weiter stand auf der Karte nichts.

Doch das Mareili, seine Mutter, hatte eine Ahnung. Es ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte sehen, wo der Rubi Stüzi war und was der noch immer in Avegno tat. Der Jöggeli mußte also wohl oder übel mit ein paar Frännli herausrücken, das Mareili setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr zum ersten Mal in seinem Leben durch den großen Tunnel ins Tessin.

Schon am nächsten Tage wußte sie, was sie von dem Rubi Stüzi und der Marietta Sportelli zu halten hatte. Die brauchte sie nur anzuschauen, und die schöne Erinnerung an die eigene Jugend und den Uli Buri, der niemals aus Amerika auch nur ein Sterbenswörtchen von sich hatte hören lassen, stieg wieder auf. Aber sie wußte noch mehr. Denn daß es der Rubi Stüzi und die Marietta Sportelli einmal besser haben würden als sie und der Uli Buri, darauf schwur das Mareili in den seligen Stunden des ersten Glückes ihrer beiden Kinder einen heiligen Eid.

So sollt' es sein ...

Der Abendsonne letzter goldner Strahl
Fällt in mein weltverlorne enges Tal;
Noch einmal glänzt, von ihrem Schein erhellt,
Lichtüberflutet meine Kleine Welt.

So sollt' es sein, wenn ich einst scheiden muß:
Vergoldet von der Sonne letztem Gruß
Möcht' ich mein Dorf im Abendscheine sehn —
Dann will ich still und froh zur Ruhe gehn.

Jacob Job, Zürich.